

«Mit 18 fiel ich komplett ins Loch»

Careleaver Heim- und Pflegekinder werden spätestens nach der Lehre in die Selbstständigkeit entlassen. Im Jugendhaus in Winterthur erzählen sogenannte Careleaver vom schweren Start ins Erwachsenenleben.

Delia Bachmann

Der Sonntag gehört für viele der Familie. Man trifft die Tochter auf einen Spaziergang. Oder lässt das Wochenende am Esstisch der Eltern ausklingen. Die sogenannten Careleaver aus der Region Zürich haben ein anderes Programm: Jeden zweiten Sonntag treffen sich die ehemaligen Pflege- und Heimkinder im Jugendhaus an der Steinberggasse zum Znacht.

An diesem Sonntag gibt es vegetarische Fajitas. Eine junge Frau brät das Planted Chicken an. Zwei weitere Careleaver schneuzeln Gurken, Peperoni, Zwiebeln und Tomaten. Auf einem langen Tisch liegen zehn Teller bereit. Während die Crème fraîche die Runde macht, witzelt jemand über das falsche Hühnchen. Doch bald schon spricht die Gruppe über ernstere Themen.

Mit 18 vor dem Nichts

Rose Burri lernte durch ein Forschungsprojekt der ZHAW andere ehemalige Heim- und Pflegekinder kennen. Mit diesen gründete sie vor gut einem Jahr den Verein Careleaver Schweiz. «Man wird als Kind irgendwo platziert und soll möglichst keinen Ärger machen. Und dann kommt man mit 18 raus, ist auf sich allein gestellt und hat keine Ahnung vom Leben», fasst Burri die Situation vieler Careleaver zusammen.

Die 33-jährige kam als Kind in ein Heim, wurde zurückplatziert und lebte später als Jugendliche erst in einer Pflegefamilie und dann wieder in einem Heim, welches sie mit 20 verliess. Burri ist gelernte Kauffrau und So-

Wie es Careleavern in Winterthur geht

Laut dem Kesb-Bericht von 2020 gibt es 98 «behördlich platzierte» Minderjährige in den Bezirken Winterthur und Andelfingen. Nicht mit eingerechnet sind die Kinder, die «freiwillig» in einem Heim oder einer Pflegefamilie sind. Die meisten Careleaver brauchen als Erwachsene keinen Beistand mehr. Ihnen bietet die Stadt Winterthur ein «Volljährigkeitsgespräch» am runden Tisch an. Dabei diskutieren die involvierten Stellen mit den Betroffenen die aktuelle Situation und individuelle Lösungen. Laut Martin Greter, der die Sozialberatung leitet, kann es dabei um Sozialhilfe, Unterstützung bei Stipendienanträgen oder die Verlängerung des Aufenthalts im Heim oder in der Pflegefamilie gehen. Mit dem neuen kantonalen Kinder- und Jugendheimgesetz, das im Januar 2022 in Kraft tritt, wird diese letzte Möglichkeit noch ausgeweitet. Laut Greter decken die Stipendien in der Regel auch die Lebenshaltungskosten. Die Sozialhilfe komme nur zum Zug, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft seien. Diese müsse im Kanton Zürich in der Regel nicht zurückgezahlt werden. Es sei denn, die unterstützte Person gelangt durch Erbschaft, einen Lottogewinn oder Ähnliches in finanziell günstige Verhältnisse. (dha)

zialbegleiterin. Früher arbeitete sie etwa bei der Stadt Winterthur, im Bereich Sozialversicherungen und heute zu 50 Prozent beim Selbsthilfezentrum. Dort hilft sie dabei, neue Gruppen aufzubauen.

Für Careleaver eigne sich das lockere Zusammensein besser als eine Selbsthilfegruppe: «Viele sind schon genug in Kreisen gesessen», sagt Burri. Die Menschen, die hier am Tisch sitzen, haben es auch ohne Hilfe geschafft. Tamara Kaufmann (22) stellte ihren Traumjob zurück, um als Erwachsene nicht in die Schulden zu rutschen. Tobias Riedmüller (26) fand am tiefsten Punkt im Leben seinen Selbstwert. Und Fabienne Sbaglia (31), die als Teenager aus dem Heim abhaute, lebt heute mit Familie, Haus und Hund in Seuzach.

Wo man Beziehungen lernt

Am Tisch geht es um die «Sozis» in den Heimen, die keine Liebe geben. Um Therapeuten, die auf die Uhr schauen. Und natürlich darum, was das für eigene Beziehungen bedeutet. «Von wem sollen wir Beziehungen lernen, wenn nicht von den Leuten, die im Heim arbeiten?», fragt Tamara Kaufmann. Sie und ihre Zwillingsschwester haben seit Geburt einen Beistand. Mit vier kam sie erstmals ins Heim.

Mit sieben durften sie und ihre Schwester zur Mutter nach Elgg. Das ging sieben Jahre gut. Als Jugendliche zog sie zum zweiten Mal ins Heim: «Einmal habe ich im Büro vor einem Sozialpädagogen geweint, der frisch im Beruf war. Er klemmte die Arme zwischen die Beine, um ja keine Grenze zu überschreiten», erzählt Kaufmann. Heute überfordert es sie, wenn sie jemand zum Trösten umarmt.

Ein weiteres Problem seien die fehlenden Statistiken: «Wir wissen nicht, wie viele Menschen diesen Sommer die Heime und Pflegefamilien verlassen», sagt Rose Burri. Als Mentorin begleitet die Vereinspräsidentin aktuell einen jungen Mann beim Übergang ins Erwachsenenleben. Eine statistische Erfassung wäre laut Burri die Voraussetzung, um Menschen wie ihm eine bessere Unterstützung zu ermöglichen.

Neuanfang in Winterthur

Nach dem Essen zieht es die Raucher rauf auf die Terrasse. Dort erzählt Tobias Riedmüller seine Geschichte. Der 26-jährige wuchs als «umsorgtes» Pflegekind bei seinen Tanten in Konstanz auf. Er lebte bei ihnen, seit er fünf Jahre alt war, und spricht von einer schönen Zeit. Doch als er älter und sich seiner Situation bewusster wurde, fühlte er sich wegen der Umstände immer fremder in der Familie.

«Mit 18 fiel ich komplett ins Loch», sagt Riedmüller, der als Jugendlicher ein Burn-out erlebt hatte und an einer Depression litt. Mit 19 endete der Pflegestatus. Plötzlich konnten die Tanten nicht mehr unterschreiben. Für die Ämter brauchte er die Unterschrift der Eltern, zu denen er jedoch keinen Kontakt hatte und ich habe Stummel geraucht», erinnert sich Riedmüller an seinen persönlichen Tiefpunkt: «Da habe ich mir gesagt, dass ich das nicht verdient habe.» Nach un-



Rose Burri (33) ist Präsidentin des Vereins Careleaver Schweiz, der aus einer Begleitgruppe eines ZHAW-Projekts entstanden ist.



Tamara Kaufmann (22) lebte insgesamt fünf Jahre im Heim und ist heute im Vorstand des nationalen Vereins.

er seinen Job im Vertrieb wieder. «Der Kühlschrank war leer, und ich habe Stummel geraucht», erinnert sich Riedmüller an seinen persönlichen Tiefpunkt: «Da habe ich mir gesagt, dass ich das nicht verdient habe.» Nach un-

zähligen Bewerbungen fand er eine Stelle als Praktikant in einem Spital in Winterthur.

Die täglichen Bustickets konnte er sich mit dem Lohn nicht leisten. Er wurde dreimal beim Schwarzfahren erwischt, was zu

einer Strafanzeige führte. Heute lebt er in Zürich und macht im Kinderspital eine Ausbildung zum Pflegefachmann: «Man kann es schaffen, aber man könnte es auch leichter schaffen», sagt er. Nun möchte er eine Stimme für

andere sein: «Wir wollen die gleichen Chancen wie die Kinder aus intakten Familien.»

Ein Sicherheitsnetz

Riedmüller findet: «Es müsste ein richtiges Auffangnetz ge-



Tobias Riedmüller (26) hat nach einem schweren Start ins Erwachsenenleben in Winterthur die Kurve gekriegt.



Fabienne Sbaglia (31) engagiert sich im Verein, damit es andere Careleaver leichter haben als sie. Fotos: Madeleine Schoder

ben.» Viele Careleaver kennen diese Existenzängste und das Gefühl, keine Fehler machen zu dürfen. Tamara Kaufmann zum Beispiel machte eine Lehre als Coiffeuse, obwohl sie schon mit 14 wusste, dass sie Sozialpädago-

gen werden will: «Mir war es damals wichtig, möglichst schnell unabhängig sein.»

Mit 19 musste sie auf eigenen Beinen stehen: «Die Wohnung hätte ich mir nicht leisten können, wenn ich noch die BMS ge-

macht hätte.» Drei Jahre wartete sie zu aus Angst vor den Kosten. Nun will sie mit der zweiten Ausbildung starten. Ein Vorbild hat Kaufmann schon: «Im Heim gab es eine Sozialpädagogin, die wie ein Mami für uns war. Wir stan-

den abends Schlange, um mit ihr zu reden.»

Für viele beginnt mit dem 18. Geburtstag die grosse Freiheit. Allein die Gutachten füllten einen Ordner. Dafür hatte sie drei Monate lang mit Ämtern und Hei-

terstützung sehr unterschiedlich aus. Die Careleaver fordern darum eine finanzielle Absicherung bis zum Alter von 25 Jahren. Und einen Careleaver-Status, damit sie auf den Ämtern keine Unterlagen (wie Steuerdaten und Vermögensangaben) der Eltern brauchen.

Vom Teenie zur Mutter

Ein Sicherheitsnetz hätte auch Fabienne Sbaglia gut gebrauchen können. Ihre Eltern lernten sich auf dem Platzspitz in Zürich kennen und machten in Italien einen kalten Entzug. Nach ihrer Geburt folgten der Rückfall und weitere Kinder. In einer Nacht- und-Nebel-Aktion floh die Familie vor zwanzig Jahren in die Schweiz. Die italienischen Behörden hätte ihnen sonst die Kinder weggenommen.

Die heute 31-jährige lebte zuerst bei den Grosseltern in Thalwil und dann im Heim. Mit 15 Jahren haute sie zum zweiten Mal ab und kam nicht mehr zurück: «Ich lebte drei Monate lang auf der Strasse», sagt Sbaglia. Man hatte ihr versprochen, dass sie in eine Pflegefamilie kommt, wenn sie sich an alle Regeln hält. Trotzdem wurde nichts daraus, weil die Pflegemutter den Antrag nie abschickte – was Sbaglia nicht wusste.

Nach einem Time-out in Frankreich und einer «guten Zeit» in der Jugend-WG in Wülflingen, zog sie mit 17 in eine eigene Wohnung. Als sie 18 war, starb ihr Vater. Weil er Schulden hatte, schlug sie das Erbe aus. Im gleichen Jahr wurde sie das erste Mal schwanger – der Wendepunkt: «Ich wollte es immer besser machen als meine Eltern, auch mit den Kindern.» Weil sie keine Lehrstelle fand, nahm sie ein Darlehen für eine Handelsschule auf.

Eine grosse Stütze war ihre damalige Schwiegermutter: «Ohne sie hätte ich den Papierkrieg mit der Halbwaisenrente und der Sozialhilfe nicht geschafft.» Neben der Schulejobbte sie in der damaligen Sygma-Bar beim Bahnhof. Später loste sie bei Voice Publishing für Verlage die Rätselgewinner aus und arbeitete unter anderem in einem Kesb-Büro.

Damals im Heim sei einfach über sie entschieden worden, ohne dass sie mitreden konnte: «Man wird vor vollendete Tatsache gestellt und mit 18 fällt einem auf Mal alles auf den Kopf», sagt Sbaglia. Und: «Ich engagiere mich hier im Verein, weil ich nicht will, dass andere Jugendliche das Gleiche erleben müssen.» Vor acht Monaten wurde sie nochmals Mami. Mit ihrer Familie lebt sie heute in einem Mietshaus in Seuzach.

Einsicht in die Akten

«Es wird wahnsinnig viel aufgeschrieben in den Heimen. Was man sagt, wie man sich verhält», sagt Tamara Kaufmann. Als sie volljährig wurde, bestellte sie als Erstes ihren Betriebsausgang. Und als Zweites ihre Akten – mehr als 1500 Seiten über sich und ihre Familie. Allein die Gutachten füllten einen Ordner.

Dafür hatte sie drei Monate lang mit Ämtern und Hei-

Die sieben Forderungen der Careleaver

1. Eine gute statistische Erfassung ist die Voraussetzung, um Careleaver sichtbar zu machen und sie zu unterstützen.
2. Vielen Careleavern bleibt nach dem 18. Geburtstag nur der Gang aufs Sozialamt. Damit die jungen Erwachsenen nach dem Austritt aus dem Heim oder der Pflegefamilie nicht in die Schulden rutschen, braucht es eine Kinderrente ohne Rückzahlungspflicht.
3. Die Heim- und Pflegekinder sollen mit dem 18. Lebensjahr nicht einfach ausziehen oder in die Herkunftsfamilie zurückkehren müssen.
4. Ein besserer Zugang zu Stipendien soll gleiche Chancen in der Aus- und Weiterbildung ermöglichen.
5. Careleaver sollten das Anrecht auf eine finanzierte Begleitperson haben.
6. Careleaver sollen ein Mitspracherecht haben.
7. Ein Careleaver-Status soll den Gang aufs Amt erleichtern. Damit müssten die ehemaligen Heim- und Pflegekinder keine Angaben zu den Eltern machen. Weiter sollen auch finanzielle Hilfen wie Ausbildungszulagen von den Eltern entkoppelt werden. (dha)

men telefoniert: «Jetzt, wo ich die Akten habe, ist es meine Geschichte. Ich kann sie auch in den Schrank stellen», sagt sie. Auch Tobias Riedmüller hat mit 18 seine Kesb-Akte angefordert. Die Careleaver sind dafür, dass alle mit 18 automatisch ihre Akten bekommen.

Zu heftig für die Leute

Unten im Saal sitzt der Rest der Gruppe beim zweiten Bier. Auf dem Tisch liegt eine Schachtel mit Donuts, die eine junge Frau an ihr erstes Treffen mitgebracht hat. An diesen Abenden geht es weniger um die politischen Forderungen (siehe Box) als um den Austausch mit Menschen, die Ähnliches erlebt und darum echtes Verständnis haben.

In der Gesellschaft ist jemand, der im Heim oder bei einer Pflegefamilie aufwuchs, aber noch immer vielen Stigmen ausgesetzt. Das erlebte Tamara Kaufmann, als sie mit 17 ihre Autobiografie als Abschlussarbeit abgab. Die Lehrerin sei nach dem Lesen erstaunt gewesen, dass sie nicht mit einer Spritze im Arm am Boden liege: «Das ist so ein Fuck-you-Kompliment, weil es Klischees bedient», findet Kaufmann.

Für die Arbeit bekam sie die Note 6 und war Klassenbeste. Trotzdem wurde die zweitbeste Arbeit ausgestellt – von einer Schölerin, die ihrem Hund neue Tricks beibrachte. «Ich finde es unfair, dass man mich nicht ausstellt, weil die Gesellschaft nicht bereit für meine Geschichte ist», findet Kaufmann.

Verein Careleaver Schweiz, General-Guisan-Strasse 47, 8400 Winterthur, Tel. 079 530 19 96, www.careleaver.ch